

Frau und Mann in der Sprache.

Von Alfred Göke.

Man mag sonst über die Frauenfrage denken wie man will — in einem Punkt muß jeder zugeben, daß den Frauen durch die geltende Sitte schweres Unrecht geschieht: in der Sprache. Das Eigentümliche ist aber, daß sich die Frauen über dieses Unrecht nie zu beschweren pflegen, während sie doch sonst schnell bei der Hand sind mit Klagen über Mißstände, deren Anerkennung man, d. h. in diesem Falle wirklich der böse Mann als Gegenpartei, sich sehr viel leichter entziehen kann, als den sprachlichen Beschwerden. Ja, in Sprache und Syntax sind die Frauen fröhlich selbst dabei, wenn es gilt, dem eigenen Geschlecht Unrecht zu tun. Bei Pamphilus Gengenbach 1518 (in Karl Goedekes Ausgabe S. 317) klagt die doch immer weiblich vorgestellte Germania: „Vor Zeiten war ich stark und mannhaft“. „Das übermannt mich so“, sagt Gretchen im Faust, oder in Ferdinand Raimunds „Barometermacher auf der Zauberinsel“ (Glossys Ausg. 1, 16) kündigt die Feenkönigin an: „Wenn du den Weibern ihre Schönheit attaquierst, so wehren sie sich bis auf den letzten Mann“. Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ klagt:

Du weißt, mein Ohm, wir sind nicht immer Herr
Von Stimmungen, die kommen, wandeln, gehn.

Frauen sind es, die hier von sich sprechen, und doch nehmen sie den Ausdruck von Herr und Mann. Die Verfechter des anderen Standpunkts könnten hier vielleicht einwenden: Nein, nicht Frauen sprechen hier, sondern schnöde Männer selbstsucht ist es, die sie so zu sprechen zwingt. Gengenbach läßt Germania, Goethe läßt Gretchen, Grillparzer Hero, Raimund die Feenkönigin männlich verfälscht reden. Aber es lassen sich sofort Fälle zeigen, wo ein solcher Einwand nicht stichhält. Ricarda Huch muß im Großen Krieg 2 (1912) 418 von einer ihrer Gestalten sagen: „Als ein Feigling sei sie davongelaufen“. Die Damenmannschaft, die im Ruderwettkampf ihre Kräfte mißt, hat sich diesen Namen selbst beigelegt. Die Frauenrechtlerin selbst

sagt von sich, sie sei Herr ihrer Entschlüsse, nicht Dame, Frau oder Weib. Die Eisenbahnverwaltung mag noch so viel weibliche Beamte beschäftigen, jede Aufschrift in ihrem Betrieb mag von Frauen aufgesetzt sein — es wird dennoch immer nur Bahnwagen für Nichtraucher geben, und die so viel zahlreicheren Nichtraucherinnen werden die mit schnöder Einseitigkeit benannten Abteile mit oder ohne Zähneknirschen mit benutzen müssen. Wenn die Schauspielerin die Theaterzettel selbst verfaßte, könnte sie doch nur schreiben: „Fräulein Hoffmann als Gast“, in der Kritik könnte die Sängerin selbst sich auch nur als einen Alt, einen Sopran bezeichnen. Ein Frauenverein kann sich wohl eine Vorsitzende und eine Schriftführerin wählen, aber statt zum Schatzmeister oder Kassenwart muß er schon zum Fremdwort, der Kassiererin, greifen, und auch im Gebiet des Fremdworts griffe er fehl, wenn er statt des Portiers eine Portière in seine Dienste stellte. Und wie wollen sich Frauen anders ausdrücken als: „Die Bemannung dieser Boote besteht ausschließlich aus Frauen und Mädchen“? Ja, selbst ins Tierreich hinüber greift das sprachliche Unrecht: die Kuh muß den Ochsen anstieren.

Völlig unbefangen nehmen die Frauen am Sprachgebrauch der Männer teil im Gebiet der Redensarten und des geflügelten Wortes: ein ganzer Mann, ein ganzer Kerl — hier ist zur Not noch das weibliche Gegenstück denkbar. Aber gegenüber „er steht seinen Mann“ kann man nicht einmal von Klara Zetkin sagen: „Sie steht ihre Frau“. Friedrich von Logau scheint derartiges empfunden und in einem seiner Sinngedichte als Paradoxon gebildet zu haben:

Stintia wehrt ihrer Ehren; wer ihr was wil muthen an,

Er der muß es schwer entgelten, sie erzeigt sich als ein Mann. Aber seit den Tagen des alten Epigrammatikers ist derartiges hundertfach in gedankenlosen Sprachgebrauch übergeführt. „Drei Mann hoch“ heißt das Kinderspiel, auch wenn nur Mädchen im Ring stehen. Das Sprichwort „Ein Mann ein Wort“ läßt sich in gleicher Kürze nicht ins Feminin übersetzen, und auch das geflügelte Wort sorgt für die Männer weit besser, als für die Frauen: „ein Mann nach dem Herzen Gottes“, „der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“ — was kann solchen Worten von der andern Seite gegenübergestellt werden? Männlich und mannhaft ist ohne weiteres ein Lob, weibisch und frauenzimmerhaft ein Tadel. Vom alten Adam spricht man stets, von der alten Eva nie, und doch hätte es die Mutter des Menschengeschlechts durch ihren hervorragenden Anteil am Sündenfall viel eher verdient,

sprachlich verewigt zu werden, als sein Vater. Wir würden der Frau auch gerade in diesem Fall das immerhin zweifelhafte Denkmal ihrer Tat gern gönnen, im ganzen bleibt aber doch ein ganz zweifelloses Plus auf der Männerseite und ein völlig ungerechtes Minus bei den Frauen. Man sieht — und das ist der ernsthafteste, sprachgeschichtliche Gewinn aus all den lustigen Beobachtungen, die sich ins Heitere wie ins Ernste noch weit fortspinnen ließen — daß hier jahrtausendlang vorwiegend Männer am Werk gewesen sind, daß die Sprache gerade in ihrer bildsamen Zeit ganz ausschließlich von Männern geformt worden ist und daß diese die Zeit bemußt haben, sich gründlich in Vorteil zu setzen.

Was dergestalt in der Wortlehre jeden Augenblick überraschend und belustigend zu Tage tritt, beherrscht die Lehre vom grammatischen Geschlecht auch syntaktisch. Es heißt „ich gehe zu Peters“ oder noch deutlicher in alemannischer Mundart „i gang zues Petersch“. Peters ist dabei Gen. Mask., also steht die ganze Fügung sahelliptisch für ursprüngliches „ich gehe zu Peters Hause, zu Peters Angehörigen“. Der Gen. Mask. bleibt stehen, auch wenn eine Familie Peter etwa nur aus einer Witwe und ihren Töchtern bestehen sollte. In dem Satz von einfachster Bauart „ich gehe zu Hettler“ ist Hettler stets als Mann gedacht. Will man zur Geltung bringen, daß eine Frau das Geschäft leitet, so muß man das sprachlich besonders ausdrücken: „Ich gehe zu Rosa Eckerle“, „zur Eckerle“, während sich das Maskulin ganz selbstverständlich der einfachsten Ausdrucksweise erfreut. So ist es auch fern vom Geschäftsleben. Es ist erlaubt, schlechtweg zu sagen „bei Schiller steht“, weil Schiller ein Mann ist, dagegen verbietet es sich, zu sagen „bei Droste, bei Ebner steht“, wenn man die Dichterinnen Annette von Droste-Hülshoff, Marie von Ebner-Eschenbach meint. „Die Dissertation von Krug“ meint einen, nicht eine Krug. Man spricht von Bismarck, von Wagner, von Wolfram schlechtweg, aber man muß von der Bergner, der Selma Lagerlöf, von Frau Prasch reden, wenn man sich denkbar kurz ausdrücken will. Kurz, überall ist der nächste Weg, die gerade Linie, nur für Männer gangbar, die Frau mag freundlichst einen Umweg gehen. Darin liegt aber die weitere gröbliche Unterstellung, die Frau werde nur ausnahmsweise diese gedanklichen Wege sprachlich betreten, und dem sprachlichen Verkehr sei darum am besten gedient, wenn man die Benutzung ohne Umstände dem Manne vorbehält.

Ein Mädchen kann ein Lustikus genannt werden oder ein Springinsfeld, Guckindiewelt, Tunichtgut. Gottfried Keller sagt in Pantraz

dem Schmoller von einer seiner Frauengestalten: „So ward es einem sogleich heimatlich und wohl zu Mute in ihrer Nähe; man dachte unverweilt, diese wäre der wahre Jakob unter den Weibern und keine bessere gäbe es in der Welt“. Mit Lustika, Springinsfeldin, Jakobine wäre wenigstens das grobe formale Unrecht abgestellt. Wer freilich tiefer blickt, muß in der ganzen Motion ein Unrecht gegen die Frau erkennen. Denn ihrem Wesen nach geht sie vom Maskulin aus: Herr, Freund, Hund sind ursprünglich, Herrin, Freundin, Hündin abgeleitet. Selbst bei einem so ausgesprochen weiblichen Beruf wie dem der Köchin geht die Benennung vom Mann aus. Damit aber haben die Maskuline in aller Wortbildung einen großen Vorsprung: weitere Ableitungen, herrlich und Herrlichkeit, freundlich und Freundschaft, hündisch und hundeelend sind beim Maskulin möglich, nicht so beim Feminin. So hat es auch schon Jacob Grimm empfunden, dem sich (Dt. Gramm. 3, 313) aus solchen Beobachtungen ergibt, daß sich das Maskulin als das lebendigste, kräftigste und ursprünglichste unter allen Geschlechtern darstellt. Immerhin: soweit moviert wird, geschieht mindestens etwa für die Frauen, und gelegentlich geht die Motion doch auch vom Feminin aus, so bei Witwe, Kaze, Ente, Gans, die ursprünglich sind gegenüber den abgeleiteten Witwer, Kazer, Enterich und Gänserich. Hier erscheint im Haushalt der Sprache doch auch einmal das Maskulin als Nebensache. Aber man kann die Fälle dieser Art an den Fingern einer Hand aufzählen, sie werden mehr als aufgewogen durch die Masse derer, wo nicht einmal moviert wird: in Gast und Nichtraucher war uns derartiges schon vorhin begegnet. Darüber hinaus unterbleibt Motion auch oft, wo sie formell recht wohl möglich wäre, namentlich aber steht Maskulin stets dann, wenn der Ausdruck Männer und Frauen zugleich begreift. In die Hörerliste müssen sich auch die Hörerinnen eintragen, auf Schülerkarten fahren auch Schülerinnen, Ratschläge für Kranke und Genesende richten sich auch an die Patientinnen und Rekonvaleszentinnen, wenn man so sagen darf. Kurz, immer wieder behält Luther recht: „ain Weib hat allzeit zwen Nachtail, da ain Mann zwen Vortail hat“. Am sichtbarsten ist das Unrecht im Gebiet der Eigennamen, also gerade da, wo der Sprachgebrauch rechtlich festgelegt ist. Das Bürgerliche Gesetzbuch schreibt vor: „Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes“. Es legt damit ein Verfahren gesetzmäßig fest, das im Deutschen seit etwa 600 Jahren als Gewohnheitsrecht oder vielmehr als bitteres Unrecht gegen die Frau gegolten hatte. Ausnahmen gibt es land-

schaftlich noch heute, z. B. wird im Holsteinischen eine verheiratete Frau zeitlebens mit ihrem Mädchennamen genannt, wenn sie im Hause herrscht. Berühmt ist die Hoboken in Gustav Frenssens „Drei Getreuen“. Damit ist in sinnvollem Festhalten als seltene Ausnahme der Zustand bis heute gewahrt, der bis ins 13. Jahrhundert als Regel in allen deutschen Landschaften gegolten hatte. Bis dahin behält die verheiratete Frau ganz gewöhnlich ihren Mädchennamen auch in der Ehe, von da ab werden die Fälle seltener, in denen es nach alter Weise heißt: „Frau Clara von Guna, Witwe Peters von Durnich“, „Conradus Suevus et uxor sua dicta Quettingin“. Die Schweiz entzieht sich heute wieder wenigstens halb dem sonst geltenden Brauch; hier wird vielfach bei der Eheschließung der Name der neuen Familie zusammengesetzt aus dem des Mannes und dem Mädchennamen der Frau. So entstehen Doppelnamen wie Gsell-Fels, Hoffmann-Krayer, Stauffer-Bern. Diese junge Abkehr vom herrschenden Brauch ist vielleicht nicht schön und führt gelegentlich zu seltsamen Namenungeheuern, aber sie ist gesund. Zeitlich reicht sie bis etwa 1830 zurück, noch Gottfried Keller hat sie seinen Landsleuten als eine Art Großtuererei aufgemust, aber jetzt ist sie zu voller, sogar amtlicher Geltung durchgesetzt. Im Reich dagegen verliert das Mädchen mit der Trauung endgültig seinen angeborenen Namen und erhält ihn auch mit der Scheidung nicht ohne weiteres zurück. Freilich ist der Verlust in aller Regel nicht allzugroß, denn auch der sogenannte Mädchenname ist näher betrachtet ein Männername. Denn nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch erhält das Kind — auch die Tochter — den Familiennamen des Vaters, das ist aber fast ausnahmslos ein ausgesprochener Männername. Er geht aus von männlichen Taufnamen wie Hartwig, Hildebrand, Lamprecht, Martin, Walther, Werner, von Berufsnamen wie Beck und Bäcker, die z. T. höchst unweiblich sind: Hammer-schmidt, Schwertfeger, Steinschneider, von Eigenschaftswörtern in maskuliner Form: Jung, Große, Schöner, von Herkunftsbezeichnungen wie Gündlinger, Rehler, Schwab, auch sie stets männlich geformt. Damit tragen unsere Mädchen von Geburt an Männernamen, die Zeiten sind längst vorüber, wo (wie im alten Island) neben dem Gisli Svensson die Gudrun Svendsdottir stand, wo der nachgeborene Sohn den Namen der Mutter, nicht des Vaters führte. Das alte Sprichwort sagt: „Die Kitzlin heißen alle, wie ihre Mutter, Geiß“. Unsern Töchtern wird nicht so wohl: sie heißen wie ihr Vater, Bock.

Wenn ein solcher Familienname neben einen weiblichen Vornamen

tritt, entstehen regelmäßig grammatische Ungetüme. Bis ins 18. Jahrhundert wurde wenigstens moviert, so daß Luise Adalgunde Viktorie Gottschedin oder Anna Luise Karschin doch formal in Ordnung sind. Heute und seit langem gilt es für unfein, von Frau Webern oder der Schustern zu reden, selbst die alte Rätin ist von der Frau Hofrat und Frau Geheimrat verdrängt, damit aber ist der grammatische Widersinn fertig. Am fühlbarsten ist er, wo lateinische Endungen nebeneinander zu stehen kommen: Marta Almus, Maria Nathusius. Aber Elfriede Hofherr oder Johanne Anderson sind um nichts besser, Dora Stiefvater oder Anna Ohm (statt Baas), Lina Schwehr (statt Schwieger) für den Wissenden fast noch schlimmer. Humoristisch wird die Sache bei Namen wie Thusnelde Lederhose, oder wenn aus einem Fräulein Bräutigam durch Trauung eine Frau Hermann wird, oder wenn ein Fräulein Ehemann einen Herrn Junggesell heiratet. So heißt es auch im Gebiet der Eigennamen: „Vernunft wird Unsinn“, und oft gehört der ganze Humor der Namensträger dazu, zu verhüten, daß aus Wohltat Plage werde.

Wir haben schon wiederholt das Wort Mann streifen müssen, und auch außerhalb des Gebiets der Eigennamen gehört es mit einem Teil seiner Verwendungen hierher. „Das übermannet mich so“ als Wort Gretchens im Faust ist in frischer Erinnerung. Anderes wird mit Unrecht hierher gezogen: jedermann umschließt jeden und jede, Mann und Frau, jemand und niemand, männiglich und jedermann haben Geltung auch für die Summe der Frauen, auf die sie doch ihrer Bildung nach keinerlei Rücksicht zu nehmen scheinen. Trotzdem liegt hier sicher kein Übergriff des Maskulins auf fremdes Gebiet vor, diese alten Bildungen stammen vielmehr noch aus einer Zeit, da Mann noch allgemein „menschliches Wesen“ bedeutete. Die alte Bedeutung liegt auch vor im englischen woman aus angelsächsisch wifman. In germanischer Zeit konnte davon das einzige gemein-germanische Adjektiv auf -isch abgeleitet werden: manisco „menschlich“, das substantiviert in unserm Mensch fortlebt in jener allgemeinen Bedeutung. Jedermann stammt gleichfalls aus der Zeit der alten umfassenden Bedeutung und will seiner Bildung nach den Frauen nicht Unrecht tun. Es ist dann durch die lange Zeit, in der Mann auf das männliche Geschlecht zurückgezogen war, gedankenlos mit fortgeschleppt worden. Ein junges Scherzwort wie „zum Nutzen jedermanns und -weibs“ bedeutet jetzt ein spätes Erwachen aus jahrhundertlangem Sprachtraum.